

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 21

Artikel: Beatrice
Autor: Walter, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641061>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dopplet hi-mer müesse diene,
3'Friberg, 3'Bärn gehorsam sy;
Drum sy mir de albe niene
Naua recht dihiimme gsy.

We me si het gwanet ghäbe,
Annerfahrt im fünfte Jahr,
Weschletti die Herrschaft äbe,
Chame nüwwe Bogt darhar.

Het sich Friberg üs erbarmet,
Mußti äs grad umbi ga;
Was der Bärner chli erwarmet,
Mußti är va Griffe lah.

Het der Bärner hiücht befohle,
Kumidierti Friberg hott;
Ghina wollt der anner tole,
Annersch gieng es alli Pott.

D. v. Greyerz.

* * *

Die Sonne

Wie reich der Himmel seine Farben schenkt!
Ich habe keine, die mir Frieden gab, gefunden.
Das wunderbar das Licht der Sonne fängt,
Und nun durch eines bunten Bogens Pracht
Die Stube mir zum lichten Märchen macht!
So, denk' ich, müßt' auch eine Seele sein,
Ein Strahl der Liebe taucht' in sie hinein,
Und überglänzt in lichter Herrlichkeit
Die Nacht der Welt in ihrem dunklen Kleid.

Walter Schweizer.

* * *

Beatrice

Eine kleine traurige Liebesgeschichte.

von Hans Walter

König Eugen, genannt Genchen, saß im Kreise seiner Mannen auf seinem Thron im Wagenschuppen. Von Zeit zu Zeit rollte eine weiße Perle an die Spitze seiner kälteroten Nase; und während über diese Vornüchigkeit schneuzte der König sie mit zuckenden Mundwinkeln zurück. Dabei wippte seine Mütze mit dem schweren Wollknäuel derart, daß sie erst hinten- und dann vornüberschlug. Die Mannen saßen in eifigem Schweigen. Wie sehr ihre Nasen auch tropften: sie ließen sie tropfen, bis ihre Lippen den salzig schleimigen Geschmack schmeckten. Die Hände vergruben sie unter ihre bunten Schürzen oder in die angeschwollenen Hosensäcke, und bisweilen trommelten ihre Holzschuhe auf den feuchten Lehm Boden.

Der König machte seiner Rede ein Ende, indem er sich vom umgestürzten Sägebock erhob und ausrief: „Ihr habt gehört: Weg mit den bunten Lappen eines Herzogs und eines Grafen! Laßt uns Räuber sein und schlicht! Hier, nehmt von der Beute, teilt es und geht!“ — Er selbst nahm von dem Haufen Zeug, das in einem Winkel lag, nur ein grobes Tuch und wartete gedankenvoll, bis seine Mannen sich um den Rest ausgestritten.

Erst als die sechs Granden dastanden, sah man, wie klein sie neben ihrem König waren; und als sie sich davontrollten und in außerdienstlicher Entfernung laut zu werden begannen, zeigte sich, wie königlich ihr Anführer sich ihnen gegenüber benahm. König Genchen nämlich schlenderte mit weit ausgespannten Taschen nach Hause, ohne sich im geringsten um seine Mannen oder um die Umwelt zu kümmern. Vor der Haustür pukte er die Schuhe sauber, riß drinnen die Kappe vom Braunhaar, legte Filzpantoffeln an die erstarrten Füße und setzte sich erhaben und bedächtig zu Tisch.

Prinzessin Beatrice indes saß vor dem Spiegel und legte sich kraftvolles Rot auf die Lippen. Genchen liebte kraftvolles Rot und vergnügte sich daran, wenn ihre Rüsse rote Ringe auf seine Wangen malten. Ihre Augen glitzerten wie dunkelblaue Sterne, und die langen öglatten Wimpern standen wie schynsichtige Blenden davor. Genchen liebte diese Augen und sagte immer, es gäbe nichts schöneres auf der Welt. — Wie sie ihr Haar, das von der Farbe einer ausgereiften Kastanie war, mit Kamm und Bürste hinter die Ohren glättete und mitten über den Schädel einen milchweißen Scheitel zog, hörte sie Genchen nach Hause kommen. Flink band sie ein blau taftenes Band ins Haar, guckte links, guckte rechts ins Spiegelglas, zupfte hier und zupfte da, strich ein paarmal mit befeuchtem Finger über die starken Brauen und, nachdem ihr Aussehen sie befriedigt hatte, vertauschte sie den großblumigen Samtumfang mit feiner Unterwäsche, die ihr in aller Eile aus dem Schränklein entgegenprang. Während sie sich anzog, sah man, wie gut sie gewachsen war und welch zarte Haut sie hatte. Nachdem sie seidene Strümpfe über ihre schlanken Beine und Lackstiefel über ihre winzigen Füßchen gestülpt hatte, schlug draußen eine Türe zu. Prinzessin Beatrice mit vor Eifer flammendem Kopf und pochendem Herzen langte in ihre Garderobe und hob ein himmelblau gebülmtes Seidenkleid heraus. Genchen sagte immer, daß sie darin einem Engel gleiche und nur noch fliegen können müßte, um wirklich einer zu sein. — So stund sie denn in ihrem ganzen Ornat, mit straffer Taille und glöckigem Faltenwurf, auf dem weißen bewegten Busen glitzernde Juwelen und eine samtrote Rose im Gürtel, und wartete auf Genchen, dessen Herannahen sich wie das Rollen eines fernen Gewitters auf der Stiege ankündigte.

„Mein König!“ rief Prinzessin Beatrice und lief dem eintretenden Genchen in die Arme. — „Engel“, raunte dieser freudeüberstrahlt, als er Beatrice leise und geschmeidig wie die Seide ihres Gewandes in seinen Armen spürte. Dann rückte er sie sacht unter den Kronleuchter, dessen Lichter den Goldfischen im Aquarium gleich hin- und widerflitzten. — „Wie schön du dich heut gemacht hast, mein Engel!“ — „O ja? . . . Das ist alles für dich, mein Genchen. Riech doch an der duftenden Rose, und schau, wie die Juwelen funkeln! Neulich gabst du sie mir, als du den geheimnisvollen Schrein auf dem Boden erbeutet hast. Ich habe sie noch nie getragen. Erst heute schien mir der Tag würdig genug: denn du sollst, wie ich hörte, einen neuen großen Sieg errungen haben, mein König.“ — Und mit leuchtendem Stolz umhalste sie den geliebten Mann, der vor ihr stand wie eine scheue Sonnenblume vor dem Weikchen. An seinen Rockärmel gelehnt, die fiebrig erhitzen Wanglein wie reife Pfirsiche zu ihm empor gewendet, fuhr sie bettelnd fort: „Erinnerst du dich noch, als ich ganz klein war vor Jahren und du noch Genchen und nicht König Genchen hießest? Damals brachtest du mir den ersten Lippenstift, und als ich über dessen Verwendung fragte, da küßtest du mich zum erstenmal richtig auf den Mund und färbtest mir die Lippen rot und dann durfte ich die Klinglein auf deinen Wangen zählen und dann . . .“ — „Laß gut sein, Engel!“ — Genchen neigte sich über die kreisrund zusammengeschobenen Lippen und küßte sie. „Aber“, eiferte Beatrice weiter, ihre Pfirsichwangen tiefer in seine Rockfalten schmiegend, „wie seltsam du heute riechst! So männlich und kräftig, genau wie damals, als du Häuptling wurdest und mir mein erstes Spitzenkleid heimbrachtest. Jetzt ist es längst zerrissen. Ich habe nur noch den Kragen mit den vielen Elfen und Zwergen darauf. Willst du ihn einmal sehn?“ — „Nicht jetzt, nicht jetzt, mein Engel!“ wehrte Genchen ab. — „O ich weiß schon: er ist des heutigen Königskleides nimmer würdig. Jetzt geh ich in Samt und Seide und in Spitzen aus Benedig; jetzt schmück' ich mich mit Elfenbein, mit Gold und Juwelen. O Genchen: jetzt bin ich eine Königin!“ — Genchen schwieg und blickte veronnen aus dem Fenster, und seine blaurotgewürfelte Schürze hing recht kummervoll an seiner nachdenklichen Figur herab. Von der Gasse drangen Schreie und lautes Lachen ins Zimmer. Jrgend etwas rüttelte da Genchen auf, daß er plötzlich

auffrang, die erstaunte Prinzessin ohne Rücksicht auf ihr stolzes Kleid mitten aufs Sofa setzte und danach heftig an seiner Rocktasche zu zerren begann. — „Heut bring ich dir auch ein neues Kleid, Beatrice. Hier!“ — und dabei schwenkte er einen grauen sackleinen Kittel in der Hand — „hier! das Kleid einer Räubersfrau.“ — Seine Augen schossen wie zwei zu früh abgefeuerte Kanonenkugeln aus ihren Höhlen, und seine Stimme schwang und vibrierte wie bei langen Reden im Staatsrat. — „Lang genug habe ich König gespielt; es ist zu langweilig; jetzt möchte ich mal Räuberhauptmann sein, und du bist meine Frau. Weg mit den bunten Fäden! Von heute an wirst du in einem Zelte wohnen und auf Fellen schlafen.“ — Beatrice, den Stimmungen ihres Gemahls nicht gewachsen, dachte zuerst an einen üblen Scherz und bewunderte die Kraft und den Heldennut ihres Königs. Als sie aber das grobe graue Kleid vor ihrer Nase roch, zweifelte sie nicht mehr länger an Genschs Ernst. Ihre Kehle schluckte ein paarmal leer und klappte dabei, und die Lider zwinkerten als wären sie lahme Flügel. Wie tausend Vogelstimmen gurrte und zwischerte es an ihren Ohren vorüber, der graue Lappen nahm riesenhafte Gestalt an, — und da sank sie, sank vornüber, und in ihrer Seele wurde es bitter-schwarz.

Genschen, der eben auf sie zuschritt, faßte diese sinkende Gebärde falsch auf und deutete sie als Zeugnis einer unverwundlichen Ehrfurcht und Ergebenheit. — „Mein Engel“, rief er und faßte die Sinkende auf, „mein Engel, komm, laß dir das neue Kleid anprobieren!“ — Behutsam tippte er an den hauchdünnen Nähten des Königskleides, riß dann aber, als ihm die Geduld ausging, den Fäden, wie er es genannt, herunter, band Juwelen und Unterwäsche los, und da lag seine engelschöne Braut splitternackt in seinen Armen. Wie er sie so liegen sah, reute ihn plötzlich sein Vorhaben und er fragte sich, wie es wohl kommen würde, wenn sie einmal Frau Räuberin wäre, sie mit ihrem schwachen Leib und ihrer weichen Seele. Aber da rissen ihn mahnende Laute von der Gasse her — es waren die spielenden Mannen — aus seinen Zweifeln. Gleich einem ertappten Dieb zog er ihr das graue Leinenhemd über die zarten Glieder. Sie aber sank, da er sie losließ, wie vordem leblos um und fiel kopfüber auf den harten Fußboden.

Genschen stand da wie vom Donner gerührt. Als er sich über die Gestürzte beugte und ihr blutendes Haupt aufhob, sah er mit jähem Schrecken, daß der ganze Schädel durchrissen war. Die sonst dunkelblauen Augen der Prinzessin lagen im Brechen. Trotzdem lebte noch ein Fünkchen Leben in ihnen auf, als sie denen Genschs begegneten. — „Engel, Beatrice . . . ich wollte ja nicht . . . du sollst wieder Königin sein . . . Engel!“ — In Genschs Stimme mischten sich Tränen, und um seine Mundwinkel zuckte ein Weinen.

Beatrice sprach nimmer. Aus Mund und Nase floß das Blut. Aber ihre Augen schienen zu sagen: „Ich hatte dich lieb, du warst mein König und ich deine Königin. Warum, wenn du mich liebtest, konntest du mich derart behandeln?“ — Mit diesem stummen Vorwurf in den Augen verschied Prinzessin Beatrice in den Armen ihres Königs, der tränenumflort dem Geschehe fluchte, das ihn geheißen, Thron und Königin um eines Räuberzettes willen aufzugeben.

„Heul doch nicht so“, sagte die Mutter unwirsch, als sie Stunden später Genschen über der toten Beatrice schluchzen sah. — „So schlimm wird die Sache wohl nicht sein mit deiner Puppe. Und einen neuen Kopf wird der Mann im Spital schon für sie haben.“ — Aber Genschen wehrte sich verzweifelt. Seine Beatrice war tot. Für sie gab es keinen neuen Kopf, und nichts, nichts in der Welt hätte ihn dazu bewegen können, den alten, zerschlagenen aus der Hand zu geben.

Als ihm die Mutter eine neue Beatrice schenken wollte, rief er entrüstet: „Nein, nein, ich will keine neue Beatrice; — ich will überhaupt keine Puppe mehr!“ —

Das Recht zu leben

Von LUDWIG WOLFF

8. Fortsetzung.

Dieten erwachte.

„Er ist kein Dieb“, schrie sie. „Er ist unschuldig.“ Sie stand auf. „Ich bin die Diebin, Herr Keridan. Es ist meine Idee gewesen.“

„Das kann sogar wahr sein“, gab er zu. „Die Phantasie der Frauen führt bis zum Verbrechen.“ Seine Stimme wurde sanfter. „Wie sind Sie eigentlich auf diese Idee gekommen?“ Sie sah ihm freimütig in die Augen.

„Ich habe Sie für einen Schieber gehalten. Ich habe dieses Geld als unrechtmäßiges Gut betrachtet, denn weiß Gott, zu welchem Zweck nach der Schweiz geschmuggelt werden sollte. Ich habe mich geirrt.“ Sie schluckte. „Vielleicht habe ich mich geirrt.“

Keridan erhob sich und trat zu Dieten.

„Hören Sie mich aufmerksam an, Frau Hollbruch. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß diese Fabrik gesperrt wird und daß tausendfohiele Menschen ihr Brot verlieren, wenn Ihr Mann das Geld nicht zurückgibt. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Existenz vernichtet wird. Es kann Ihnen gleichgültig sein, daß meine Schwester, die für den Betrag gebürgt hat, ruiniert wird. Es wird Ihnen aber nicht gleichgültig sein, daß das Leben Ihres Mannes in Gefahr ist, wenn er das Geld behält. Ich rate Ihnen, mir zu glauben.“

„Ersparen Sie sich Ihre lächerlichen Drohungen, Herr Keridan. Wenn Sie drohen, werden Sie nichts erreichen.“

„Ich drohe nicht, Frau Hollbruch. Ich weise nur auf die Gefahr hin, in der Ihr Mann schwebt, solange er im Besitz des Geldes ist.“

Sie ging zur Tür.

„Schön, dann wollen wir zum nächsten Polizeirevier fahren. Sie können meinen Mann wegen Diebstahls verhaften lassen. Ich bin bereit, dem Kommissar zu sagen, wo mein Mann zu Hause ist.“

Er packte sie brutal beim Handgelenk.

„Was soll diese Komödie? Sie wissen genau so gut wie ich, daß ich gegen Ihren Mann keine Anzeige erstatten kann.“

„Dann drohen Sie nicht. Wollen Sie mich einschüchtern? Das ist ganz überflüssig und zwecklos.“ Sie hatte einen Wutanfall. „Lassen Sie meine Hand los! Was fällt Ihnen ein?“ Er gab sofort ihre Hand frei. „Sie werden Ihr Geld zurückbekommen, Herr Keridan. Ich verspreche es Ihnen.“

Er machte ein ungläubiges Gesicht.

„Wie wollen Sie Ihr Versprechen erfüllen?“

„Wenn Sie es erlauben, denn ich bin in Ihrer Hand als Bürgin und Geißel, werde ich zu meinem Mann fahren und ihn auffordern, das Geld Ihrer Schwester zu übergeben.“

Er lächelte höhnisch.

„Und Sie glauben wirklich, daß Ihr Mann das tun wird?“

„Ich bin überzeugt davon.“

„Ich nicht, Frau Hollbruch.“

„Sie dürfen Vertrauen zu mir haben, Herr Keridan. Falls mein Mann sich weigern sollte, das Geld herauszugeben, eine Möglichkeit, die ich für vollkommen ausgeschlossen halte, so verpflichte ich mich, zu Ihnen zurückzukommen. Glauben Sie ernstlich, daß mein Mann mich wird gehen lassen, um das Geld behalten zu können?“

„Das weiß ich nicht“, entgegnete er zögernd. „Ich weiß nur, daß es kein stärkeres Gift gibt als Geld.“

„Ist Geld auch stärker als Liebe?“

„Bestimmt.“

„Wenn das wahr ist, Herr Keridan, dann habe ich verloren und mein Leben verspielt.“ Sie rief fanatisch: „Aber es ist nicht wahr!“

Fortsetzung auf Seite 513.